

## „Eis national Kënschtler“

„Eis national Kënschtler gi vun de lëtzebuergesche Kulturinstitutione vernoléis-segt.“ So die bizarr formulierte These, die am 17. Juni im Casino - Forum d'art contemporain diskutiert werden sollte. Marc Baum, der zusammen mit Vincent Wilwers die Diskussion leitet, findet den Wortlaut „bedenklich“ und fragt, was man sich unter einem „nationalen Künstler“ vorzustellen habe. Dem verhätschelnden Ton („vernoléisegen“) setzen die Teilnehmer dann aber in der Hauptsache marktwirtschaftlich-virile Sprüche entgegen.

Der Kunstbuchhändler Hans Fellner liest aus einem „im Affekt geschriebenen“ Aufsatz vor: „Bedient den Markt, nicht nur den der Eitelkeiten, seid professionell und Dienstleister (...) konkurriert und verkauft euch.“ Und weiter: „Verschont uns vor euren Depressionen, die das Proffengehalt in euch gebiert. Wir wollen hier und jetzt überrascht, verärgert, überwältigt, verunsichert oder verzaubert werden. Schlagt uns, streichelt uns, wenn ihr so wollt: fickt uns.“ Das unterschreibt Jean-Marie Biver „mit zwei Händen“. Der im Ösling („im Exil“) lebende Maler und Bohème habe schon „immer so gelebt; das ist Voraussetzung für die ganze Sache.“ Doch dann, in den Achtzigern, seien die Künstler „ewég gefuer wéi d'Mécken“ und meint damit das resignierte Hinübertreten in den Lehrerberuf. Er habe aber keine „rancune“, sagt Biver (gleich ein halbes Dutzend Mal). Kevin Muhlen, Directeur artistique des Casinos, kommt auf die Fick-Metapher zurück, spinnt sie weiter und erklärt sie zum Leitmotiv des Abends. „Jhicken“ müsse man haben, meint er (feministischer Zwischenruf aus dem Saal: „Et geet och ouni Jhicken!“). „Weg gehen muss man und weg bleiben vielleicht auch, anstatt sich in Luxemburg in seinem kleinen Leben einzurichten“, so Muhlen.

Dann spricht Roland Quetsch ins Mikrofon. Er arbeitet als „kastrierte Version eines Proffs“ (Chargé d'éducation), erklärt er. Nach der Schule fahre er in sein Atelier, bastele an seinen Rahmen und „fülle sie dann mit Farbe“. In Luxemburg will er bleiben: „Vielleicht will man ja einfach malen und mit seiner Familie und seinen Freunden leben.“ Kevin Muhlen meint, recht kühl: „Dann wird man eben nicht Künstler.“ Daraufhin verspürt der Wahl-Eislécker Biver den Drang „subjektiv zu werden“. Er habe Maler werden wollen, „contre vents et marées“, das sei einfach seine „Natur“. Seit den Neunzigern sei aber alles „den Bach runter gegangen“. Viele Leute würden malen, das seien aber meist keine Künstler, das seien bloß Leute, die Bilder produzieren. Schuld daran sei das Casino: „Der Lunghi, der hat Tabula rasa gemacht; und wir alle wurden unter den Tisch gekehrt.“ Seitdem würde auf schnell wechselnde Moden gesetzt. Kevin Muhlen, dem die Diskussion unangenehm wird, versucht zu widersprechen: „Mode ist nicht der richtige Ausdruck ...“ Daraufhin der Jungmaler Quetsch: „Ihr nennt das ‚internationaler Diskurs‘, andere Leute nennen das einfach ‚Mode‘.“ Später meldet sich dann noch einmal Hans Fellner zu Wort und regt sich über die Politik der „kulturellen Gießkanne“ auf. Der Altmalers Bohème Biver erklärt wiederum, er mache „seinen Match“ alleine, seine Problematik sei eine künstlerische. Jedoch: „Der Luxemburger kauft keine Kunst, über die er nachdenken muss – das macht er nicht!“ In Luxemburg gäbe es kein Wissen über Kunst, weder ein intellektuelles, noch ein instinktives. Überall und andauernd treffe er auf intellektuelle und gefühlsmäßige Analphabeten.

Aus dem Saal kommt die Frage, ob wir denn dümmer seien als die anderen. Biver sieht die Sache „mathematisch“: in Deutschland gäbe es ja auch mehr Briefmarkensammler als in Luxemburg. Marc Baum sieht die Sache politisch: In Island, wo weniger Leute leben als in Luxemburg, könne die Kulturszene auf internationalem Niveau mithalten. Grund hierfür sei u. a. die staatliche Kulturförderung. Baum wundert sich, warum keiner über den Staat redet, und bringt die Diskussion zum Abschluss.